
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 221. Bromberg, den 28. September 1929.

Das Haus am Mondfels.

Roman von Arthur J. Rees.

1. Kapitel.

Die Stimme des Geistlichen intonierte den Trauerchoral. Das Schlußgebet war gesprochen. Nun wandten sich die Leidtragenden fort von Frau Turolds letzter Ruhestätte, einem öden Kirchhof in Cornwall, fern vom Ort ihrer Kindheit und Jugend.

Hätte sie dies gewußt, sie hätte darob nicht viel Kummer gehabt. Ihr Leben lang war sie eine Null gewesen, im Tode war sie es nicht weniger. Zumindest konnte sie hier, in alles deckender Stille, ungestört zu ihren Vätern eingehen. Stammbäume sind im Grab belanglos, Etikettefehler bleiben hier unbemerkt. Und boshafte Mäuler werden mit Staub gestopft.

Ihr Mann zögerte noch zu seiten des Grabes, als die anderen schon gegangen waren. Wie er dastand und in die offene Grube starrte, sah er aus, als wäre ihm im Drama des Lebens die Rolle eines schwer Sorgenden zugefallen. Nicht der leiseste Abglanz eines Glückes lag auf dem langen, schmalen Gesicht, in den trüben, tiefliegenden Augen, um die blutlosen, aufeinandergepreßten Lippen. Doch blickte er nicht drein wie einer, der sich von diesem Grab nicht losreißen konnte. Weil darin ein geliebtes Weib lag, das aus seinen Armen in die Fänge des Todes geglitten war. Es lag vielmehr wie Angst in seinem Blick.

Die Trauergäste, die mittlerweile den Gottesacker verlassen hatten, warteten auf ihn, dort, wo nah dem Kircheneingang ein Kreuz aus roh behauenen Steinen ragte. Sie waren ihrer sechs, — vier Männer, eine Frau und ein Mädchen. Auf der nahen Landstraße stand das Automobil, das sie hinter dem Leichenwagen her zum Kirchhof geführt hatte. Seltsam glitzerte es inmitten der grauen Cornwallschen Sümpfe am Meere. Das Mädchen stand ein wenig abseits von den anderen. Sie war die Tochter der Verstorbenen, aber sie hielt den Kopf vom Friedhof weggewandt, und ihr trauriger Blick suchte das ferne Meer. Die Züge ihres Gesichtchens waren so vollkommen, als wäre es eine Blume oder ein Edelstein, und sie waren farblos bis auf die scharlachroten Lippen und die dunklen Augen, die unter zarten dunklen Brauen glühten. Sie war sehr jung, — kaum zwanzig — doch aus den sanften Linien ihrer Schönheit sprach etwas, was ihren Jahren weit vorausgeeilt zu sein schien. Das Antlitz war träumerisch, eigensinnig, der Typus schier zigeunerinnenhaft. Es lag etwas fast Erschreckendes in dem Gegensatz zwischen dem Anschein unerfahrener Jugend und der finsteren Kraft in ihren dunklen Augen, die so reif blickten, als gehörten sie einem viel älteren Menschen. Die schlanke, biegsame Gestalt verriet ein sportliches Leben und daß das Mädchen sich viel in freier Luft aufhielt.

Sie stand reglos, offenbar in Gedanken versunken, des Sturmes nicht achtend, der mit wilder Gewalt die Sümpfe peitschte.

„Nimm dies um, Sisily."

Das Mädchen fuhr herum. Ihre Tante stand groß, stattlich, in Pelze gehüllt hinter ihr und hielt ihr ein Tuch entgegen.

„Du wirst dich auf den Tod erkälten, Kind, in deinem dünnen Kleide!" fuhr die andere fort. „Warum trägst du keinen Mantel? Es wäre dir im Wagen wärmer gewesen. Ich finde es sehr rücksichtslos von Robert, uns bei diesem entsetzlichen Winde hier warten zu lassen." Sie schauderte und zog den Pelz enger um sich. „Warum kommt er nicht? Als ob er damit helfen könnte!"

Während sie sprach, kam Robert Turolds hohe Gestalt rasch zwischen Gras und verwitterten Grabsteinen näher. Ernst, fast mürrisch trat er durch die Kirchhofspforte. „Fahren wir heim", sagte er, und seine Worte glichen mehr einem Befehl als einer Bitte.

Er ging mit Schwester und Tochter über die Straße bis zum Wagen. Die Männer folgten. Es waren sein Bruder, dessen Sohn, der Gatte seiner Schwester und der Ortsarzt Ravenshaw. Ratternd begann der Wagen die Rückfahrt, hatte das Kirchdorf bald hinter sich und rollte auf breiter Straße zwischen Sumpfland gegen das Meer. Schoß an steinigen Hügeln vorbei, auf ein einsames Haus zu, das hoch auf dunklen Klippen ragte über stürzenden, schäumenden Meereswellen.

Der Wagen hielt vor dem Tore. Dort war die Straße zu Ende. Die Trauernden stiegen aus und traten ein. Im Hause mußte ihre Ankunft bemerkt worden sein, denn der Haupteingang wurde, noch ehe sie ihn erreicht hatten, von einem ältlichen Diener geöffnet.

Raschen Schrittes betrat Robert Turold das Empfangszimmer, dessen breites Fenster Aussicht auf das Meer bot. Zwangvolles Müssen lag in seinen Bewegungen, verzerrte das kummervolle Antlitz und die zuckenden Lippen. Wie abwesend sah er nach den anderen. Als aber sein Blick die Tochter traf, fuhr er merklich zusammen.

„Es ist nicht nötig, daß du hierbleibst, Sisily", sagte er strengen trockenen Tones.

Sisily wandte sich, ohne zu sprechen. Ihr Vetter Charles eilte, ihr die Türe zu öffnen, und während sie ging, tauschten die beiden einen Blick. Dann kehrte der junge Mann an seinen Platz nächst dem Fenster zurück. Robert Turold redete

auf Dr. Ravenshaw ein, antwortete auf einen Einwand des letzteren.

„. . . Nein, nein, Ravenshaw, — ich will, daß Sie anwesend sind. Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie bleiben wollten. Ich will nur hinaufgehen, die Dokumente holen. Sie werden nicht lange aufgehalten sein. Thalassa, reichen Sie Erfrischungen!"

Schnell verließ er das Zimmer, als wolle er weitere Erörterungen vermeiden. Der ältliche Diener, den Robert Turold Thalassa nannte, stellte eilig Karaffen und Gläser auf den Tisch. Dann ging er aus dem Zimmer wie einer, dessen Pflicht erfüllt ist, und überließ es den Gästen, sich selbst zu bedienen.

2. Kapitel.

Die Gruppe im Zimmer saß schweigend, wie in gestraffter Erwartung. Die Familienmitglieder wußten, daß sie hier nicht versammelt waren, um das Andenken der Frau zu ehren, die eben bestattet worden war. Ihr Mann hatte sie als ein Hemmnis empfunden, und ihr Scheiden war ihm kein Anlaß, geheuchelten Schmerz zur Schau zu tragen. Ihm schien es eher ein rechtzeitiges Eingreifen von seiten des Todes, der diesmal wenigstens menschliche Pläne nicht verderblich durchkreuzt hatte.

Sie waren hergerufen worden, der glanzvollen Geschichte Robert Turolds, des Familienoberhauptes, zu lauschen. Der Stolz derer von Turold gipfelte in dem Glauben, sie seien adeligen Blutes, — die angestammten Erben eines englischen Adelstitels, der vor Jahrhunderten aufgehoben worden war.

Robert Turold begnügte sich nicht damit, auf diesen Adelstitel zu verzichten und wie sein Vater und sein Großvater als Bürgerlicher zu sterben. Sein brennender Ehrgeiz verlangte nach mehr. Als Knabe schon hatte er über zerknitterten Pergamenten aus dem Familienschrein gebrütet, in welchen jene Herkunft, wenn auch nicht verbriest, so doch angedeutet war. Er hatte geschworen, sein Leben daran zu setzen, sie einwandfrei zu erweisen und den alten Namen Turrald of Great Missenden den Turolds wiederzugeben, deren Familienoberhaupt er war.

Es war nicht viel vorhanden, als er die Arbeit vor nun dreißig Jahren begonnen hatte, — wenige Dokumente, eine Familienüberlieferung, die Namensgleichheit. Und die Turolds waren arm. Geld, viel Geld war vorerst nötig für die Feststellung der direkten Abstammung und hernach zur Weiterführung des Titels, wenn erst der Anspruch darauf sich widerspruchslos bestätigte. Doch Robert Turold ließ sich nicht durch Hindernisse schrecken, mochten sie auch gewaltig sein. Er hatte eine fixe Idee, und solche Männer sind nicht zu Boden zu werfen.

Als junger Mann verließ er England und blieb einige Jahre fern. Seine Angehörigen mutmaßten, er sei in die Welt gezogen, um Gold zu suchen. Er tauchte wieder auf, — schweigsam und finster, — ebenso plötzlich, wie er gegangen war. Auf seinen Wanderfahrten hatte er wohl ein Vermögen errafft, doch war er auf einem Auge halb erblindet.

Robert Turold legte sein Geld an, dann begann er das ehrgeizige Werk mit der wütenden Rastlosigkeit, die allen seinen Taten eignete. Kurz nach seiner Heimkehr heiratete er. Und kam bald zu der Erkenntnis, daß seine Ehe ein Mißgriff war, — der größte Mißgriff seines Lebens, wie er es nannte. Seine Gattin hatte ihm zwei Töchter geboren. Die ältere starb in früher Kindheit, und einige Jahre später kam Sisily zur Welt. Seine Mißstimmung verschärfte sich bei der Geburt dieser zweiten Tochter. Er wollte einen Sohn, um ihm den Adel zu hinterlassen, — falls er ihn erringen sollte. Die Zeit verging, und er begann zu rasen. Seine Wut wandte sich gegen die schüchterne Frau, die sein seltsames Los teilte. Sein herrisches Wesen, sein mürrischer Stolz waren zuviel für ihr schlichtes Gemüt. Sie verfiel in rettungslose Angst vor seiner ernsten Art, vor der Monomanie, die ihn trieb, Länder zu durchwandern und in Erfüllung seines Herzenswunsches einem Jahrhunderte alten Stammbaum nachzuforschen.

Als sie dann starb, im Haus über den Klippen, in das sie vor sechs Monaten gezogen waren, hatte Robert Turold das Werk beendet, dem sein Leben geweiht gewesen war. Einige Wochen vorher hatte er seinen Bruder aus London berufen, um zukünftige Pläne mit ihm zu besprechen. Jahrelang hatten die Brüder einander nicht gesehen, doch Austin war schnell fahrtbereit, als er erfuhr, daß es um ein Vermögen und um einen Adelstitel ging. Die Schwester, Frau Pendleton, und ihr Mann, Herr Pendleton, waren zwei Tage vor der Leichenfeier in Cornwall eingetroffen. Es war vereinbart, daß sie Sisily mit sich nach London nehmen sollten. Robert Turold beabsichtigte, sich von seiner Tochter zu trennen und sie seiner Schwester Obhut zu überlassen. Aus Gründen, die er noch nicht ausgesprochen hatte, sollte Sisily seine glänzende Zukunft nicht teilen. Er liebte seine Tochter nicht. Daß sie ein Mädchen war, schien ihm ein arges Hemmnis.

Sisily war von seltsamer Art, zurückhaltend und doch zärtlich. Sie hatte ihre Mutter leidenschaftlich geliebt und sie fürchtete und haßte den Vater, weil er so hart gegen die Mutter gewesen war. Alles hatte sie mit angesehen — von ihren frühesten Kindertagen bis zu dem Augenblick, da das unglückselige Weib starb. Diesem Augenblick, in welchem ihre Augen sich an des Mannes unbewegtem Gesicht festsogen, während ihre Finger die Hand der Tochter umkrampft hielten, als wollte sie deren liebenden Druck mit sich hinübernehmen.

Auf dem Kaminsims tickte eine Uhr. Der einzige Laut, der die Stille im Zimmer unterbrach. Zurückhaltend, gleichgültig saßen die Familienmitglieder da. Durch Ereignisse und Umstände jahrelang getrennt lebend, waren sie einander fast fremd geworden.

Frau Pendleton und ihr Mann saßen auf einem Sofa. Sie war eine auffallende Erscheinung, groß und knochig, mit bösartigen Zügen und von beschränktem Sinn. Ihr Mann war eine hagere Krämerseele unter seines Weibes Oberherrlichkeit. Er spielte Sonntags Golf und hielt zweimal wöchentlich seine Bridgeabende im Klub mit pedantischer Genauigkeit ein. Frau Pendleton hatte seit langer Zeit keinen ihrer Brüder gesehen. Robert war zu sehr in die Vergangenheit vertieft gewesen, als daß er den lebenden Familienmitgliedern mehr denn gelegentliche Briefe schrieb, die sie über die Ereignisse seiner Forschung unterrichtet hielten. Austin Turold, Roberts jüngerer Bruder, hatte einen Teil seines Lebens in Indien verbracht und war erst kürzlich heimgekehrt. Er war vor mehr als zwanzig Jahren in diplomatischer Sendung hingegangen und hatte seine junge Frau mit sich genommen, seinen Sohn aber, dessen Studien wegen, einige Jahre in England gelassen. Die Frau siechte und starb in indischer Sonnenglut, ihr Mann aber akklimatisierte sich, und er blieb, bis seine Zeit um war und er im Genuß seiner Pension nach England zurückkehren konnte. Er und seine Schwester trafen am vergangenen Tage seit seiner Abreise nach Indien zum ersten Male wieder zusammen, und Frau Pendleton hatte einige Mühe, in dem ältlichen, mürrischen Anglo-Indier den jungen, hübschen Bruder zu erkennen, der ihr vor so vielen Jahren Lebewohl gesagt hatte. Und schier noch schwerer fiel es ihr, von dem blonden kleinen Jungen aus jener Zeit zu dem stattlichen, ein wenig traurigen jungen Mann zu finden, der eben jetzt nächst dem Fenster saß, durch das er ins Weite blickte.

Der fünfte der Versammelten war Dr. Ravenshaw, Arzt in dem Kirchdorf, in dem Frau Turold beerdigt worden war und ihr Beistand während der Krankheitszeit. Doch nicht deshalb war er gebeten worden, dem Familienrat beizuwohnen. Seine Anwesenheit war die Folge seiner Freundschaft zu Robert Turold, die bald nach des letzteren Ankunft in Cornwall begonnen hatte. Der Stammbaumsucher fand in dem Dorfarzt einen Altertumsforscher nach seinem Sinn, dessen umfassende Kenntnis von Cornwalls Vorgeschichte das letzte notwendige Beweisstück für die Rechtfertigung seines Anspruches festgestellt hatte.

Austin Turold brachte zuerst Leben in die starre Gruppe, denn er trat an den Tisch und bediente sich mit Whisky und Soda. Ehe er das Glas an die Lippen führte, hielt er inne und ließ den Blick zu den schweigsamen Anderen schweifen, als suche er einen Partner.

„Doktor," sagte er, „ein Gläschen Whisky und Soda?"

Doktor Ravenshaw schüttelte den Kopf. „Ich muß noch vor Abend zu einer Patientin", sagte er. „Ich möchte nicht gern Branntweinduft in ein Krankenzimmer tragen."

„Aber dies ist ein besonderer Anlaß, Ravenshaw", versteifte sich der andere. „Ein Adelstitel wird nicht alle Tage zum zweitenmal geboren." „Austin!" Vom Sofa her klang Frau Pendletons Stimme in gereizter Abwehr.

„Was gibt es?" fragte Austin.

„Es wäre sehr taktlos, in diesem Augenblick darauf anstoßen zu wollen."

„Warum gerade in diesem Augenblick?"

„An diesem Tag überhaupt, an dem wir die arme Alice begruben."

Frau Pendleton hatte die Gattin ihres Bruders seit zehn Jahren nicht gesehen gehabt, doch es gelang ihr ohne Anstrengung, bei der Erinnerung an sie in Tränen auszubrechen. Sie trocknete mit dem Tuch die Augen und fügte in anderem Tone hinzu: „Ich glaube, Robert kommt."

Die Treppe herab kamen schwere Schritte. Austin stellte sein Glas nieder, Dr. Ravenshaw rückte die Brille zurecht und Robert Turold betrat das Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Herbstnebel über der Heide.

Skizze von Georg Wagener.

Ein Kranz alter Eichen kündet schon von weitem über die verblühte Heide herüber den Hof von Söltingen. Unter dem schweren Strohdach mit den Pferdeköpfen am Giebel liegt das gedrungene Wohnhaus. Kraftvolles Leben müßte in ihm sein, denn das Tor ist groß und scheint mit erstaunten Augen noch immer auf die Erntewagen zu warten, die doch schon vor Jahren zuletzt durch die Einfahrt rollten. Heu für hundert Stück Vieh könnte unter dem breiten Dach liegen, und doch klagt nur der Herbstwind durch die zerbrochenen Scheiben der Bodenfenster. Der Hof ist verlassen. Der Bauer sitzt in Lüneburg und dreht die Daumen.

Ich kam einst an einem Herbstabend, da der Nebel wie ein weißes Federbett über den Wiesenniederungen lag, nach Söltingen. Der Schwaden zerschnitt die Eichenstämme, das Strohdach wuchs mauerlos aus ihm empor, und das weiße Gewoge verschlang jeden Laut. Ich fürchtete mich fast in der Heide, die ich doch kannte, und ging eilig am Hofe vorbei ins Dorf.

Wohl noch unter dem Eindruck des abendlichen Bildes brachte ich in der „Linde" das Gespräch auf Söltingen: „Warum liegt der Hof verlassen und öde?" Da erfuhr ich vom alten Küster die Geschichte von August Cordes und Mieke Westermann, die heute auf dem Hofe in Söltingen säßen, hätte nicht in jener Nacht vor zehn Jahren der Nebel gebraut wie heute.

Sie kannten sich schon seit langem, wenn sie einander auch nur selten sahen, denn von Söltingen ist es weit nach Bramloh. Zwischen den Vätern aber galt es als abgemacht: „Sie werden ein Paar." Und als der alte Westermann auf dem Sterbebette lag, schloß er ruhig die Augen: „Du weißt, wohin du gehörst, Mieke."

Ein Jahr noch warteten beide. Dann schrieb die alte Bäuerin in Söltingen nach Bramloh: „Nächsten Sonntag haben wir Erntebier, und der August meint, du solltest kommen. Ihr habt genug miteinander zu reden, und ich möchte endlich ins Altenteil." Da besann sich Mieke nicht lange und kam im Zweispänner an, behäbig, rund und gesund wie alle Bäuerinnen auf dem Hofe von Söltingen.

Steif und schwerfällig begann das Fest auf der Diele. Linkisch baten die Jungen die Mädchen zum Tanz: „Komm her, Dorschen!" Dann aber klirrten die ersten Bierseidel, die Musik spielte flotter, und Leben kam in Mund und Beine.

Mieke Westermann hatte zu tun. Schweigend räumten ihr alle jetzt schon den Ehrenplatz der Bäuerin ein, und jeder wollte mit ihr tanzen. Dann schwenkte sie August Cordes kräftiger Arm über die Diele, daß Lichter und Kränze, Gesichter und Pfosten in schwindelndem Kreise um sie tanzten. Da bat sie ihn leise: „August, geh mit ins Freie, mir ist so heiß und übel."

Sie traten vor das Haus, und Mieke erschrak fast vor dem Nebel, der weiß und schwer über der Erde lag. Sie schmiegte sich fröstelnd an den großen Mann: „Wie unheimlich sieht dies alles aus! So tot und stumm. Wie Gespenster sind die Bäume. So recht eine Nacht für Einbrecher, die sich in den Nebel ducken und ungesehen bleiben." Sie schauderte leise. Doch August Cordes lachte ein wenig spöttisch: „Hast du Angst, Mieke? Wie kann eine Bäuerin sich fürchten auf ihrem eignen Hof?"

Mieke Westermann war ein wenig blaß, als sie auf die Diele zurückkam. Den anderen stand die frohe Erregung des Tanzes rot auf den Backen. Der alte Großknecht trat auf die zukünftige Bäuerin zu und wunderte sich: „Was hast du? Siehst aus wie der Flott auf der Milch!" August Cordes antwortete für Mieke: „Ein wenig bange ist ihr geworden, weil der Nebel so braut und weil sie an Einbrecher dachte." — „Einbrecher?" Der Alte zog sein Gesicht in Falten. „Einbrecher? Ja, die kriechen in solchen Nächten aus ihren Schlupfwinkeln und schleichen um die Häuser. Mein Vater hat mir erzählt, was in seiner Jugend ein Mädchen hier auf dem Hofe erlebte. Es war gerade so eine Herbstnacht wie heute, und der Nebel verdeckte die Wiesen. Bis zum Fenster der Kammern, in der die Deern schlief, stand er wie so ein undurchdringlicher See von Milch, der gegen die Scheiben drückt und herein will. Und dem Mädchen war angst und bang. Es hörte ein Käuzchen schreien und fuhr in seinem Bett hoch. Da sah es, wie aus dem Nebel eine Faust hochstieg, und „klirr" zersprang das Fenster. Der See floß in die Kammer, dick und schwer, und mit ihm schwamm der dahin, dem die Faust gehörte. Die Deern lag schon halb tot vor Angst, als der Kerl die Finger um ihren Hals krallte und sie erwürgte, weil er wußte, daß ein paar Taler unter ihrem Kissen lagen. Ja, Mieke, es war gerade so eine neblige Herbstnacht wie heute." —

Die Faust aus dem Nebel verfolgte Mieke in den Trubel des Festes hinein. Ihr war, als lege sich die kalte Hand auch um ihren Hals, und sie stöhnte, während sie mit schweren Gliedern in August Cordes Arm über die Diele tanzen mußte: „Du, ich habe Angst. Was der Großknecht erzählt . . ." — „. . . ist alles Unsinn. Meine Bäuerin muß es mit dem Teufel aufnehmen können. Frisch, Mädchen, tanze! Es ist der Hinausschmeißer, und keiner soll noch im letzten Augenblick über dich lachen." Mieke Westermann riß sich zusammen, und während die letzten Takte des Tanzes über die Diele schmetterten, keimte in August Cordes ein Plan: „Sie soll das Fürchten verlernen!"

Ruhe lag nach dem Jubel über dem großen Hause. Mieke räumte in der Küche die Speisereste fort. Sie arbeitete langsam und tat manchen Griff unnötig, denn sie scheute sich, ihre Kammer aufzusuchen. Da trat die alte Bäuerin zu ihr: „Mieke, laß gut sein für heute. Hör auf und leg dich zu Bett. In der Kammer ist Kerze und Streichholz. Und nun gute Nacht. Wirst fein schlafen können nach all dem Lärm." Da fühlte das Mädchen wieder die Angst an sich hochklettern. „Mutter", wollte es bitten, „laß mich bei dir in der Kammer schlafen. Ich fürchte mich allein dort oben." Doch Mieke Westermann schwieg: „Was sagte er doch? Er mag es nicht leiden, wenn ich mich fürchte. Seine Bäuerin muß es mit dem Teufel aufnehmen können."

Sie tappte sich durch das dunkle Haus zur Stiege. Ihre Nerven waren gereizt, und sie fühlte, wie ihre tastenden Fingerspitzen zitterten. Sie fand die erste Stufe, betrat sie und fuhr vor dem Knarren, das ihr eigener Fuß weckte, zusammen: „Unsinn! Weiter!" Sie stieg drei, vier Stufen hinauf. Dann blieb sie regungslos stehen. Atmete da nicht einer? Knarrte nicht etwas? „Mieke, du bist verrückt; das warst du ja selbst! O, wie ist die Treppe dunkel! Nur das kleine Fenster dort auf dem Platz wirft ein bleiches Viereck in die Schwärze. Und gerade dort will der Nebel zu mir herein, der Nebel, aus dem die Faust aufwuchs. Ach, Unsinn, reiß dich zusammen, Mieke!"

Drei, vier Tritte ächzten. Noch eine Stufe, dann stand Mieke Westermann auf dem Treppenabsatz, vor dem schwarzen, schmalen Schlund, der zu ihrer Kammer führte. Sie zögerte, hörte ihr Herz schlagen, fühlte etwas Feuchtes über ihre Stirn fließen: „Blut? Unsinn! Angstschweiß. Nun geh doch vorbei am Fenster! Ich kann nicht. Wenn die

Faust nun käme, aus dem Dunkel hervorstieße und mich packte! O, wie entsetzlich!"

Und plötzlich wuchs aus dem Dunkel des Ganges eine Riesenfaust hervor, fürchterlich in ihrer geisterhaften Lautlosigkeit. Grauenhaft stand sie im schmalen Viereck, das vom Fenster in die Dunkelheit geworfen wurde: „Kennst du mich? Die Faust, die das Mädchen erwürgte!"

Mieke Westermanns Augen traten aus den Höhlen. Das Entsetzen lähmte ihre Glieder, ihre Kehle, ihr Denken. Doch dann legten sich die Finger wie Krallen um ihren Hals, und der Schrei des Mädchens gellte wie das Brüllen eines Tieres durch das stille Haus.

Als der Arzt im bleichen Herbstmorgen den Hof betrat, kam ihm August Cordes mit grauen Haaren und zerfallenen Zügen entgegen: „Doktor, das habe ich nicht gewollt. Angst hatte sie, und die sollte sie verlieren." Er fiel auf einen Stuhl und schlug die Hände vor das Gesicht. Er sank wie ein Mörder zusammen, als der Arzt nach einer endlos langen Viertelstunde aus der Kammer trat: „Wir müssen sie nach Lüneburg bringen."

Mieke Westermann sitzt seit zehn Jahren im Irrenhaus. „Hoffnungslos", sagten damals die Ärzte zum Bauer auf Söltingen. „Gehen Sie nach Hause! Kümmern Sie sich um Ihren Hof." August Cordes ist geblieben und dreht in seiner Stube dem Irrenhaus gegenüber die Daumen. Sie haben ihm die Freiheit gelassen, weil sein Irrsinn harmlos ist.

Wo Küsse wie Granaten knallen!

Aufnahme im Tonfilmatelier.

Von den Schwierigkeiten, die sich den Aufnahmen für Tonfilme entgegenstellen, macht sich der Laie nur geringe Vorstellungen. Jedem, der Gelegenheit hat, einen hundertprozentigen Tonfilm zu sehen, wird sofort auffallen, daß sich die Schauspieler jedesmal, wenn sie zu sprechen anfangen, sehr langsam und vorsichtig bewegen. Das kommt daher, daß das Mikrophon alle Nebengeräusche mit tödlicher Sicherheit und vielfacher Verstärkung wiedergibt. Ohrgehänge sind verpönt, weil ihr Geklapper, im gewöhnlichen Leben kaum zu hören, bei der Tonfilmwiedergabe wie das Gerassel von zwanzig Kastagnetten wirkt. Tolle Szenen haben sich bei den ersten Aufnahmen in Hollywood abgespielt, besonders weil man sich anfangs gar nicht erklären konnte, woher die Geräusche alle kamen.

Man hatte zwar das ganze Atelier mit dicken Teppichen ausgelegt, aber hin und wieder trat doch einmal einer aufs Parkett, und schon glaubte man, es habe ein Schmied mit dem Hammer auf den Amboß geschlagen. Also führte man obligatorisch Gummisohlen ein. Dann filmte man einen Kaffeeklatsch mit sieben Damen. Das Geschnalze und Geschlürfe war von tausend ins Wasser stürzenden Granitblöcken nicht zu unterscheiden. Ja, als sich zwei harmlos Verliebte einen tüchtigen Kuß gaben, vermeinte man, eine einschlagende Granate zu hören. In jedem Atelier werden täglich stumme Küsse geprobt, denn laute Küsse (wie paradox!) sind nur mehr im stummen Film gestattet!

Als vor Jahren der Berliner Regisseur Hanns H. Kobe die „Mausefalle" drehte und dabei befahl, daß alle Darsteller Gummisohlen und alle Arbeiter Filzpantoffeln trugen, wurde er ausgelacht. Heute wäre er ein gesuchter Mann, denn in allen Berliner Ateliers ist der Leisegang erste Bürgerpflicht. Doch das ist das wenigste, die störenden Nebengeräusche entstehen trotzdem. Wenn gegessen wird, darf nur mehr Geschirr aus Pappe serviert werden, weil Porzellan klirrt, als würde mit hundert Säbeln gerasselt. Niemand darf sich erlauben, ein Stück Zucker in die Tasse zu werfen. Ein Kanonenschlag wäre nichts dagegen. Vor dem Betreten des Ateliers müen alle Schlüssel, Messer, Armbänder und so weiter abgegeben werden. Wer Schmuck tragen muß, bekommt solchen aus Gummi. Es gibt glänzende Imitationen.

In Amerika hat man sogar den Pferden, die notgedrungen auftreten mußten, Gummischuhe angezogen. Die Pferde werden sich gewundert haben. Jeder Tisch trägt eine Decke, und wenn sich das mit dem Charakter des Tisches (in einer Kaschemme zum Beispiel) nicht verträgt, bekommt er eine unsichtbare Gummiauflage, weil jedes Glas, auf die Platte gestellt, wie ein Pistolenschuß knallt. Ein Geräusch allerdings war nicht zu umgehen: das Anzünden eines Streichholzes. Bekanntlich wird in jedem Film geraucht, und es wirkt überaus beruhigend, wenn der Held des Bildes sich vor der großen Szene lässig eine Zigarette anzündet. Man half sich bisher so, daß man entweder eine brennende Kerze durch einen Diener bereithalten ließ oder es so einrichtete, daß die Zigarette bei Beginn der Aufnahme bereits braunte.

Manche Geräusche konnten erst abgestellt werden, nachdem die Szene bereits verdorben war; aber man kann ja auch nicht auf alles kommen. So zerriß jemand in der Wut einen Brief in tausend Fetzen. Später gab das Mikrophon ein Geräusch wieder, als wäre mit einem Schweißapparat ein Geldschrank aufgeknackt worden. Ein andermal hatte sich ein Herr während einer Großaufnahme den Mantel angezogen. Der Niagarafall war nichts gegen das schreckliche Prasseln, das der Mantel verursachte. Man untersuchte das Stück, fand jedoch nichts. Bis jemand darauf verfiel, daß die Ärmel mit Seide gefüttert waren. Seide aber knistert. Das erfuhr man bald darauf, als ein Liebhaber seine Freundin umarmte. Als er die Arme gegen ihr Kleid preßte, glaubte man Hagelkörner gegen die Scheiben schlagen zu hören. Seitdem wird bei Großaufnahmen Unterwäsche aus Wolle getragen, während die Kleider aus Crêpe de Chine sein müssen. Lange Zeit aber brauchte man selbst in dem hellhörigen Hollywood, bis man herausfand, daß spitze Fingernägel auf verschiedenen Stoffen Geräusche verursachen, die jeden Dialog übertönen. Rundgeschnittene Nägel sind jetzt große Mode.

Es bedarf keines Wortes der Erwähnung, daß selbstverständlich Tausende von Erfindern seit Jahren sich damit beschäftigen, Apparate zu konstruieren, die die Nebengeräusche auffaugen. Einer dieser Exhometer soll vortreffliche Dienste leisten, besonders bei Geräuschen mit kurzen Wellen. Was es alles gibt! Andere behelfen sich mit schalldämpfenden Teppichen, Tapeten und Wänden, die die Töne nicht etwa durchlassen, sondern verschwinden machen, aber nur bis zu einer bestimmten Lautstärke, so daß gesprochene Worte trotzdem ins Mikrophon gelangen. Man sieht, der Schwierigkeiten sind viele, und ebensogroß sind die Möglichkeiten, ihnen zu begegnen. Was noch fehlt, ist ein Mikrophon, das die gesprochenen Worte auch dann deutlich aufnimmt, wenn die Darsteller seitlich oder mit dem Rücken zur Front stehen. Zurzeit sind sie noch gezwungen, ihre Bewegungen während des Sprechens zu verlangsamen und nach vorn zu reden, was den Sprechszenen etwas Gequältes und Gekünsteltes gibt.

U. E.



Bunte Chronik



*** Ein Institut für Luftschiffkunde.** Dr. Zeck, der Präsident der Akron-Universität (U. S. A.), kündigte die Einrichtung eines Forschungsinstituts zur Förderung der Luftschiffkunde an. Das Institut wird vom Guggenheim-Fonds zur Förderung des Flugwesens im Gebäude des städtischen Flughafens in Akron untergebracht. Der Guggenheim-Fonds bewilligte 75 000 Dollar, während der Stadtrat 95 000 Dollar beisteuern wird. Man beabsichtigt, Sachverständige aus Deutschland kommen zu lassen, um sie mit der Leitung des neuen Instituts zu betrauen.

*

*** Ein Richard-Wagner-Denkmal in Wien.** Schon im Sterbejahre Richard Wagners, im Jahre 1883, wurde in Wien die Errichtung eines Denkmals für den Komponisten angeregt. Damals kamen aber die Gelder für das Denkmal nicht zusammen. Im Jahre 1912 hat man dann einen Richard-Wagner-Denkmals-Fonds gegründet, der inzwischen so groß geworden ist, daß das Denkmal im Jahre 1933, im 50. Todesjahre, enthüllt werden kann. Das Denkmal bekommt seinen Platz Ecke Kärntner- und Ringstraße, neben der Wiener Oper.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.